

# Farinet oder Das falsche Geld [Fortsetzung]

Autor(en): **Ramuz, C.F. / Guggenheim, Werner Joh.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **51 (1947-1948)**

Heft 13

PDF erstellt am: **01.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-668654>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vor ihm, hinter ihm, über ihm war nichts als die Nacht und die Sterne. „Nein!“ Er sagte noch einmal nein, während er durch das dicke Gras auf der anderen Seite der Hecke schritt, durch das feuchte Gras, in dem Glühwürmchen flimmerten wie vom Monde gefallene Splitter. Sein Gewehr hatte er in einem Gebüsch versteckt, bevor er bei Romailles eingetreten war; zuerst war er nur sein Gewehr holen gegangen. Und jetzt war er wieder ganz er selbst (was er während einer kleinen Weile nicht mehr gewesen war). Er fragte sich: Seit wann? War es, seitdem er seine Waffe weggelegt hatte? Er sagte sich: Nein. War es, seitdem er bei Romailles eingetreten war? Nein, auch das stimmt nicht. Seitdem ... da suchte er nicht mehr weiter. Er stand aufrecht über dem Tal. Und wieder war er jetzt er selbst, und er sagte sich: Ergeben soll ich mich! Die meinen am Ende, sie könnten mich laufen! Mit einem Glas Wein und einer Zigarre, das wäre doch zu billig. Er hat gelacht, die Hände in seinen Taschen. Dann hat er wieder angefangen zu gehen, und er wanderte langsam, denn er sah jetzt, daß es doch nicht so einfach war, eine Antwort zu geben. Nicht so einfach, sich selber zu antworten. — Erst sagt man wohl: nein, aber nachher ... Er ist der Hecke entlang abwärts gegangen, nun hatte er die Weinberge erreicht. Er wanderte in einem stäubenden Mondlicht, in einem flaumigen, grauen, leichten Schein des Mondes, der ihm von der Süße des Lebens sprach. Er sah, daß das Leben schön sein konnte; er sah es zum erstenmal. Daher fühlte er sich müde und glücklich zugleich.

Warum glücklich? Ach, es wäre so angenehm, sagte er sich. Man geht aus, man ist unter Leuten, bei feinesgleichen, und hat von ihnen nichts mehr zu fürchten.

Er wanderte, er wanderte noch, er ist stehen geblieben. Gegen elf Uhr nachts, inmitten der Wiesen unter dem Mond. Er fragte sich: Was ist denn geschehen?

Er hat sich niedergesetzt, um nachzudenken; er wandte sich um, er suchte mit den Augen dort oben noch das kleine Licht; aber Romailles Haus war schon hinter einem Vorsprung des Bodens verborgen. Er sagte sich jetzt: Vielleicht. Er betrachtete unter sich im grauen Schein des Mondes all diese eng aneinandergedrängten Dächer, die in eines verschmolzen schienen; und darunter waren die Menschen beisammen, die Menschen schliefen in Ruhe. Er dagegen, er konnte nur unter der Erde oder hoch oben in den Lüften sein: war dies die Freiheit? Für ihn gab es keine Mitte: die Freiheit ist aber vielleicht in der Mitte. Das sagte er sich, sitzend unter dem grauen Mond, vor den weißen Bergspitzen rings. — Wir aber, wir sind dazu verdammt, hoch dort oben zu leben (er hebt den Kopf zu den Bergen) oder aber (und er senkt ihn) dort unten, unter den Trümmern des Turms, den er sieht. Unter der Erde wie der Maulwurf, in den Lüften wie der Adler. Aber ist ein Mensch nicht dazu geschaffen, unter einem Dache zu schlafen, zwischen den Sternen und der Erde, in einem Bett: ein Mensch ist dazu geschaffen, um mit den andern Menschen zu leben. Und um ein wenig Eigentum zu haben, ein Stück Vieh oder zwei, einen Weinberg. Und ein Weib.

Nun lachte er: Ich habe ja eins. — Nein, hat er gesagt. Eine Frau, die man sich selbst erwählt hat, die man liebt, die einen liebt, weiß und süß, in einer Kammer, einer wirklichen Kammer, mit einem Tisch und einer Lampe ...

Aber plötzlich war er aufgestanden.

Er ging jetzt geradewegs auf den Turm zu. Es gibt wohl noch viele gute Dinge, aber sie sind nicht für mich. Er hat den Kopf geschüttelt. Aber immer noch war über ihm der große graue Mond, und unter ihm kauerten die Häuser von Mièges dicht beisammen und hatten eines den Kopf auf die Schulter des andern gelegt, um zu schlafen; und all dies war so schön, daß er nicht sogleich in die dumpfe Luft und die feuchte Kälte zurückkehren mochte. Auch hatte er sich gesagt, Josephine wartete jetzt noch auf ihn.

Und er schwenkte nach links ab. Er war oben über seinem Hause angelangt. Sein Haus erblickt man unweit von jener Stelle, in einem Dickicht von Obstbäumen versteckt. Und die Bäume sind seit langer Zeit nicht mehr gepflegt worden; allerlei Pflanzen und Sträucher waren wild aufgeschossen, weder Sichel noch Messer hatten sie jemals gestutzt. Aber es ist doch trotz allem ein Dach, Mauern, eine Kammer, ein Bett. Für einen Augenblick nur. Ich wage ja nichts, Romaiiler hat mir's versichert, und ihm darf man wohl trauen. Sie werden kaum bei ihrer Hausjuchung den Schlüssel in seinem Versteck gefunden haben. Sie hatten ihn nicht gefunden. Er fühlt ihn unter seiner Hand ganz rostig und rauh. Während er die Vortreppe hinauffsteigt, sieht er auch, daß die Rebe, die an der Hauswand emporwuchs, sich gelöst hat; er verwickelt sich mit dem Fuß darin. Dennoch steigt er die Stufen hinauf, dann versucht er den Schlüssel ins Schloß zu stecken; er sieht, daß er nicht mehr hineingeht. Aber er sieht auch, daß die Türe nur angelehnt ist, so daß er sich einfach mit der Schulter gegen die Füllung zu stemmen braucht. Wie er ins Haus geht, kommen die welken Blätter mit, während sich sein Gesicht in den Spinnweben fängt, die zwischen den Türpfosten hängen. Das macht nichts, und auch die Finsternis, durch die er sich hindurchtastet, hindert ihn nicht; es war ihm eingefallen, daß sich auf dem Mantel das Kamins ein Blechgefäß mit Kerzenstummeln befand. Er nimmt einen Stummel heraus, er streicht ein Bündholz an. Er hält die kleine Flamme über seinen Kopf. Das Flämmchen ist blau, noch unsicher, und kehrt zuerst in den Talg zurück, um Nahrung zu holen, dann plötzlich gewinnt es Kraft und

richtet sich auf. Nun zeigt das Licht die ungefrürzten Möbel, die beiden Bänke mit den Pfosten in der Luft, den weit aufgerissenen Schrank; und auf dem Tisch liegen kunterbunt durcheinander alle möglichen Gegenstände; man war also gekommen, das ist leicht zu sehn! Aber ihn belustigt es, denn die haben ja doch nichts entdeckt. Ueberall hat man gesucht, um sein Gold und seine Formen zu finden; — aber nichts hat man finden können. Sogar bis zum Eingang des Kellergewölbes sind sie gelangt, wie er sieht, denn er ist in den Keller hinabgestiegen. Nicht einmal das Faß, das den Eingang verdeckte, war von der Stelle gerückt worden. Nichts, rein gar nichts. Fündig waren sie nicht, das belustigte ihn.

Er steigt wieder hinauf: Er ist trotz allem zu Hause, das ist gut. Aber woran habe ich doch gedacht? sagte er sich, er weiß es nicht mehr. Er war in seine Kammer getreten, er hatte die Kerze neben sich auf einen Stuhl gestellt. Er hatte die Ellbogen aufgestützt, er warf einen Schatten. Er sagte: „Ihr Berge, ich liebe euch“; dann sagte er zu sich: Was war es denn nur? Aber er wußte es nicht mehr.

Ach ja, sagte er sich, man hat mir einen Vorschlag gemacht, und ich werde nun antworten müssen. Damit käme alles in Ordnung. Ich wußte ja nicht mehr, was aus mir werden, wohin ich gehen sollte. Und die Unsicherheit, in der er jetzt war, die Zweifel über sich selbst, die er hatte, ließen ihn sein Leben noch einmal überdenken. Er saß auf seinem Stuhl, neben der Kerze, die ihn erhellte, im Schweigen. Wer bin ich? sagte er sich, wie ist das alles gekommen? Welche Möglichkeiten habe ich noch? Alle diese Fragen, im Licht eines Kerzenstumpfs, während er auf einem alten Stuhle saß.

Ein kleiner Alter war's, mit einem weißen Spitzbärtchen; und so war der Anfang. Jetzt haben sie mir einen Vorschlag gemacht; und das andere, das war vor zehn Jahren; die Zeit vergeht schnell.

Vater Sage sitzt in der Küche vor dem Herd, ordnet seine Pflanzen, und über ihm an den Balken der Decke hängen seine anderen Pflanzen in Büscheln. Während dieser Zeit richtete er seinen Tragkratten her, und er hatte nicht

vergessen, zu unterst sein auseinandergenommenes Gewehr zu verstauen.

Er nahm die Päckchen, die ihm Vater Sage reichte, bis der Kratten voll war. Es war ein großer Kratten, hoch und breit, und doch leicht, viel leichter, als man gedacht hätte, kaum mehr wog er als seine eigene Schwere, denn alle diese getrockneten Kräuter haben ja fast kein Gewicht. Es sah aus, als wäre er schrecklich schwer beladen, und er war es nicht. Er lacht, war das die gute Zeit?

Er sah sich am frühen Morgen aufbrechen; er sagte sich: es war die gute Zeit. Er folgte nicht der Straße im Tal, er ging einfach geradeaus, ohne sich um Wege und Stege zu kümmern. Er wanderte quer am Abhang hin, der steil von der Höhe der großen Gebirgskette bis zur Rhone abfällt, von dreitausend auf vierhundert Meter. Er wanderte durch Geröll, dann durch Weinberge, noch mehr Weinberge, durch Obstgärten und immer noch Obstgärten. Wenn er sich nach Sion aufmachte, war er zuerst auf der einen Seite grau beschienen, dann rosenschon auf der einen, grau auf der andern, dann goldig von vorn. Die Schuhe waren anfänglich glänzender als die der Landjäger in ihrem Sonntagsstaat (es war der liebe Gott, der sie einem umsonst mit seinem Tau blank scheuerte), dann wurden sie weiß, als hätte man den ganzen Tag in Gips gearbeitet. Alles war zu jener Zeit in stetem Wechsel; aber auch das Land wechselte immertwährend, es war grün, es war grau, es war fahl, oder es war über und über mit Blumen und Blättern bekleidet; gänzlich öde und wild, oder wie ein Garten und wimmelnd von Mädchen, die Sonntags unter den Bäumen saßen; — in der Sonne, dann im Schatten, dann in der Sonne. Und auch er selbst war in der Sonne, dann im Schatten vor einem Glas kühlen Wein in den Kellern, wohin ihn die Leute zum Trinken einluden, denn er hatte gute Bekannte in den Dörfern. So wurde es Abend. Dann montierte er hinter einer Hecke sein Gewehr, um noch etwa in den Feldern einen Hasen zu schießen oder ein Rebhuhn.

Ja, denkt er, es war damals die gute Zeit. Am erlöschenden Kerzenstummel hat er einen frischen entzündet. Und als würde er von dieser

neuen Flamme erleuchtet, sieht er auch, was nachher kam; er sieht, an welcher Stelle es eine böse Wendung nimmt (wenn es wirklich eine böse Wendung genommen hat, sagte er sich). Er sieht den alten Sage, wie er eines Abends aufsteht, und der alte Sage sagte: „Das ist noch nicht alles ...“ Er hört ihn lachen, in seinem Bärtchen und über seinem weißen Bärtchen, und er hat gehustet, dann: „Denn ich habe nicht nur meine Pflanzen. Und du, nicht wahr, du bist doch auch ein wenig mein Sohn?“

Dann war er zum Schrank in der Küche gegangen. Unter einem Stoß alter Wäsche befand sich ein eisernes Kästchen, das verschlossen war. Er hielt es auf seinen Knien. Das Feuer erleuchtete den ganzen Raum, denn man hatte dürre Lärchenholzweige mitsamt ihren Nadeln auf den Herd geworfen. Man sah den Alten in seiner ganzen Gestalt, und er holte aus seiner Hosentasche den Geldbeutel hervor. Zwischen den Geldstücken war ein winziger Schlüssel, den nahm er in seine alten Finger.

„Denn du bist jetzt ein wenig mein Sohn, und man weiß nicht, was geschehen kann. Du siehst, das hier ist ein Alttest, und es ist unterschrieben. Und dies hier ist noch eins.“

Er reichte mir die Papiere. Ich habe sie gelesen. Und er sagte zu mir: „Das soll dir gehören, wenn ich tot bin. Das geht die Behörden nichts an.“ Unter den Papieren waren gelbe Steinstücke, unter den Steinen ein ganz feines Pulver, das er durch seine Finger rinnen ließ: „Siehst du?“ Ich sah. „Siehst du es genau?“ Ich sehe. „Weißt du, was es ist? Es ist für den Menschen die Freiheit! Nächstens werde ich dir zeigen, an welcher Stelle in den Felsen man dies findet.“

Aber dann mußte man schrecklich hoch hinaufsteigen. Vater Sage war alt, zu jener Zeit hatte er die Siebzig schon weit überschritten, sein Atem war kurz, seine Beine trugen ihn nicht mehr gut, — und dies ist der Anfang aller Vermicklungen, denkt Farinet.

Er hatte mir selbst zeigen wollen, wo man das findet, wo man die Freiheit findet, hoch in den Bergen, und es ist auf den letzten Höhen, weit über alle Pflanzenwelt. Vor Tagen war man aufgebrochen, man war durch die



Gemälde von Annemarie Gysin

Weinberge hinaufgestiegen, dann durch die Felsen, dann durch Gras und wieder durch Felsen, und durch Schnee. Es war ein hübscher blauer Tag mit vielen kleinen weißen Wolken, die alle in derselben Richtung dahinfuhren. Erst über unseren Köpfen, dann immer niedriger, und endlich ist man darin. Man ist von diesen weißen Felsen gleichsam gefangen, man hat ein Wölkchen um die Schulter, ein anderes windet sich um unsere Füße. Den alten Sage sah er wie durch Löcher hindurch an seiner Seite, dann wieder kamen Nebel und verbargen ihn: leichte Wölkchen, duftende, silberne, sie fühlten sich kühl an auf den Händen und auf der Haut des Gesichtes, sie wurden durchsichtig in der Sonne. In einem goldenen Strahl wurden sie zu abertausend kleinen Tropfen. Vielleicht ist dies die Freiheit, denkt er. Und es ist die Freude, denn mit einemmal zerreißen die Wolken vor ihm über der Leere, und gegenüber, in selber Höhe wie

er, leuchten im Blauen alle Gletscher und Firnfelder rosenrot auf.

Es war die gute Zeit. Ach! könnte man doch ... Die Kerzenflamme neigte sich schon ... Könnte man doch alles haben, die Freiheit, aber zugleich auch ein Leben wie alle die andern. Aber wenn ich mich ergebe, so bedeutet das, mindestens sechs Monate lang ohne die gute Luft leben zu müssen und ohne die Dinge, die darin sind und unser sind, unser ganz allein: ein feuchtes Blatt, ein Grassalm mit seinem perlenden Tau, ein Strauß roter Beeren, den man an seinen Hut steckt; und dies sechs Monate lang, und dann ... und er sagt sich zugleich: vielleicht wäre dies gar nicht zu teuer bezahlt, denn nun sah er auch sie. Und dies will überlegt sein. Sie ist so fein und rund unter ihren blonden Haaren, in ihrem himmelblauen Nieder, sie hat einen so zarten Hals ...

Es gibt zwei Freiheiten; das erkennt er jetzt,

die eine ist sanft und hold, die andere ist hart und wild.

In diesem Augenblick hatte die Kerzenflamme aufzuckend einen großen Schein geworfen, der Docht hatte sich plötzlich in einen Lumenel zerschmolzenen Talges gelegt.

Farinet hatte den Kopf gehoben, jetzt blickte er sich um. Mit einemmal gibt er sich einen Ruck; laut hat er gesagt: „Niemals! Ich habe die wilde Freiheit gewählt.“

In der Decke war ein Loch, das sieht er jetzt. Neben der Türe lag der Federbesen, er war zu Boden geworfen worden, auseinandergegangen und verlor seine Federn. Er sieht, wie man ihn behandelt; er sagt: „Niemals!“

Er sieht einen zertrümmerten Stuhl, er sieht, daß der Gips von den Wänden geblättert ist.

Er steht auf, er packt sein Gewehr: „Ich mich ergeben? Niemals!“

Indessen ist die Kerze erloschen, und er stößt sich an allerlei Gegenständen und Dingen, die auf dem Boden herumliegen, während er die Türe sucht: „Leb wohl, Romailier.“

So ist er. Er durchquert tastend die Küche.

Er zielt nach dem Mond und lacht.

Er zielt nach dem Mond und schießt ...

„Hört ihr mich, ihr Schläfer dort unten! Das war das erstemal: nein.“

„Und du dort oben, du alter Schläfer!“ Aber der Mond dort oben hat sich nicht gerührt, während der Schall an den Berghängen emporrollt. Er bleibt hinter einem dünnen grauen Dunst und hält die Augen geschlossen.

„Hast du nichts gehört? Also gut, dann noch einmal! ...“

Bang!

„Das ist für dich.“

Und lange Zeit kollert der Schall den Flanken der Berge entlang, wie wenn Steinschlag herabrollt.

## IX.

Im Dorf hat man ihn mehr als drei Wochen lang nicht mehr gesehen; gesehen hat man ihn während dieser Zeit in den hochgelegenen Alpküthen des Gebirges; denn während all dieser Zeit hat er die Berge durchstreift.

Am ersten Tag hatte man ihn auf der Alp Pralovin gesehen. Dort ist er gleichzeitig mit der Sonne angelangt, und die Sonne hat ihn auf der Vorderseite rosig beschienen, während der Meister auf der Schwelle seiner Türe im Grauen war.

Er sagte zum Meister: „Ich hielt es in meinem Loch nicht mehr aus. — Sind die Landjäger wieder gekommen?“

„Nein, nicht ein einziger.“

Farinet sagte dann: „Man könnte glauben, daß sie nichts mehr von mir wollen, die Landjäger; recht so. Habt Ihr viel Gemsen hier oben?“

„So — so,“ antwortete der Meister und zuckte die Schultern, „ich habe in diesem Jahr nicht besonders viele gesehen.“

Nachdem er sich auf die Bank vor der Hütte gesetzt hatte, fragte Farinet: „Habt Ihr Gewehrputzzeug hier?“

Der Meister hatte ihm ein Fettbüchsen gebracht, einen Putzstock und Lumpen. Farinet hat die Gehwermündung vors Auge gehalten und durch den Lauf mitten in die Sonne hineingezielt, er ließ das Sonnenlicht die ganze Länge des stählernen Laufes spiegelnd entlanggleiten. Er sagte: „Ich dachte es wohl, daß Rostflecken darin sind. Die Höhle ist feucht.“

Und nachdem er das mit Fett getränkte Läppchen hineingestoßen hatte, fuhr er mit dem Putzstock im Lauf auf und ab. Dann sagte er: „Nun gut, es soll sich zeigen, was daraus wird. Auf Wiedersehen!“

Er hatte nicht einmal ein Glas Wein annehmen wollen, das der Meister ihm anbot.

(Fortsetzung folgt.)

Such nicht den Kampf zu meiden!

Dir ist das Ziel gestellt

Zu kämpfen und zu leiden

Für eine bessere Welt.